

Das Interview mit Eduard Rosenzopf

von Kathrina Redmann

Eduard Rosenzopf, geboren am 17. September 1943, lebt im Kanton Bern.

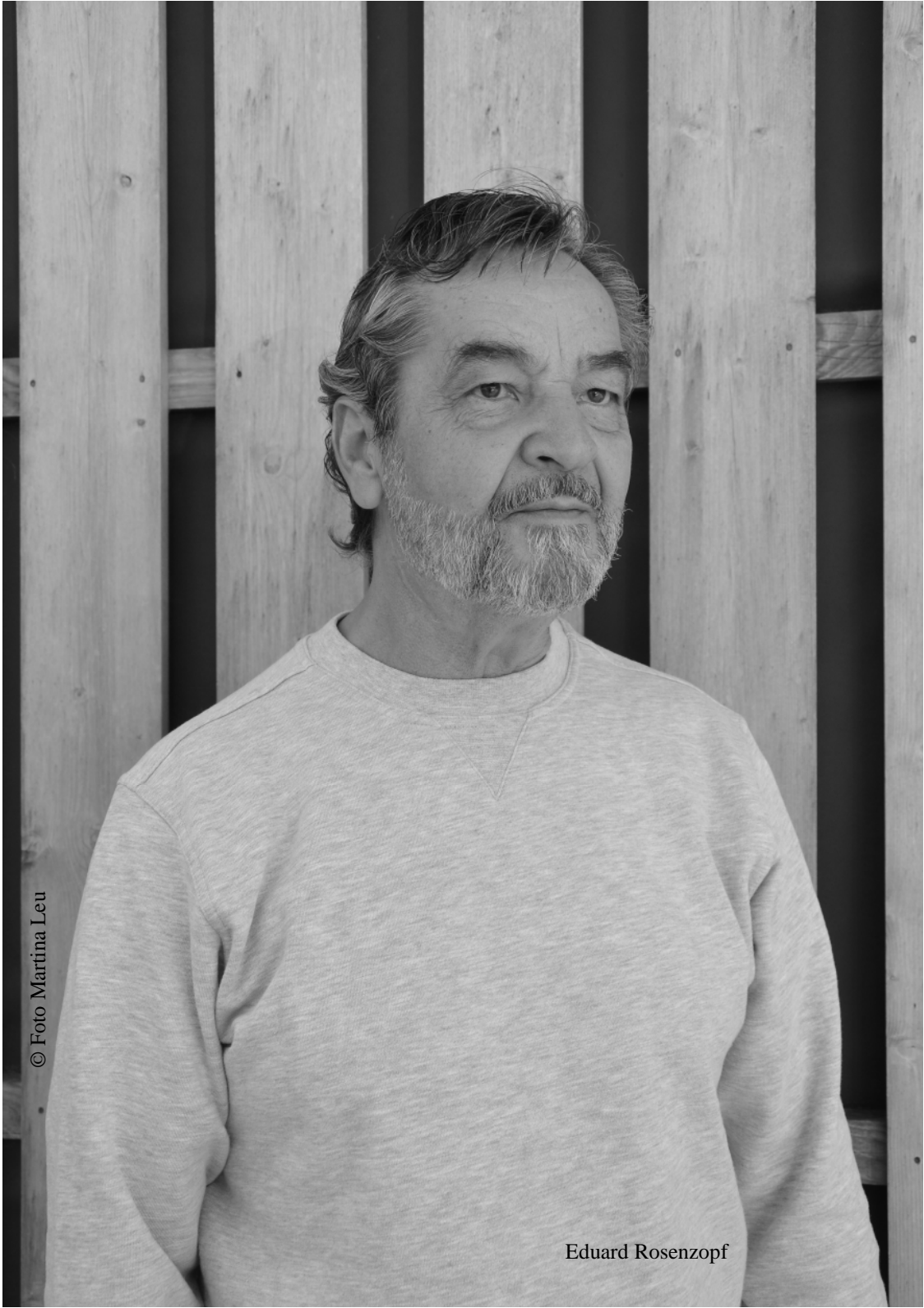
KR : Wie und wo sind Sie aufgewachsen?

ER: Als Kriegskind im besetzten Nachkriegsösterreich. In einer Dreigenerationenfamilie, welche im allerletzten Moment noch flüchten konnte. Militär, Flüchtlinge, Obdachlose und der Hunger prägten den Alltag. Es mangelte uns an allem. „In meinem Elternhaus hingen keine Gainsboroughs“, um mit Benn zu sprechen. Aber ganz so amüsich war es trotzdem nicht. Vater spielte Geige und konnte gut rezitieren, Balladen und Gedichte, alles auswendig, denn für Bücher hatten wir weder Geld noch Platz. Mit Zwölf wurde ich auf Drängen eines katholischen Priesters in ein Internat gesteckt. Humanistisches Gymnasium und Priesterseminar, geführt wie eine Erziehungsanstalt.

KR: Das war wohl für einen Knaben dieses Alters wie ein Schock, in die ihm fremde Umgebung versetzt zu werden ohne Ausweg. In Ihrem Buch „Scheinheilige Buben Gottes“ (2010 Littera Autoren Verlag) schildern Sie eine solche Situation des Protagonisten Thomas mit den eindrucklichen Worten: „Er hatte keine Ahnung, wo er in Zukunft würde leben müssen. Zukunft? Acht Jahre haben Sie gesagt. Acht Jahre! Interniert. Wie lange waren Sie in diesem strengen Priesterseminar?“

ER: Drei Jahre. Gefühlt waren es sehr viele Jahre mehr. Es folgten Handelsschule, Bundesheer und Auslandsaufenthalte in Skandinavien, mit Gelegenheitsjobs von Milchmann bis Zeitungsverkäufer. Damals wäre ich gerne Strassenmusikant geworden und um die Welt getingelt. In der Schweiz, in Basel, wurde ich sesshaft.

KR: Das tönt spannend. Bei diesen verschiedensten Jobs kamen ganz andere ihrer Seiten zum Zuge, einerseits wohl zum Überleben, andererseits aber weist der damalige Traumberuf als internationaler Strassenmusikant auf eine Sehnsucht nach der weiten Welt hin, nach den Erfahrungen hinter engen Klostermauern.



© Foto Martina Leu

Eduard Rosenzopf

ER: Genau das trieb mich. Fernweh und Wünsche noch und noch. Der Drang nach „Nix wie weg“.

KR: Nochmals zurück zum Strassenmusikanten. Spielen Sie ein Instrument? Welche Bedeutung hat die Musik in Ihrem vergangenen und gegenwärtigen Leben?

ER: Musik berührte mich immer schon. Im Internat, die zu später Nachtstunde heimlich Gelauschte. Es gelänge mir nicht, damalige Gefühle zu beschreiben. Da gab es Gänsehaut und Tränen. Um ein Instrument perfekt zu erlernen, reichte es leider nicht. Mir fehlte die Begabung, hatte wohl zwei linke Hände und griff zu oft daneben. Beim Gesang konnte ich gut mithalten. Meine musikalischen Vorlieben richtete ich nach dem jeweiligen Befinden aus. Von Jazz über Soul bis zur klassischen ist alles dabei.

KR: Und wie kamen Sie zum Schreiben?

ER: Durch mein Engagement für den Tierschutz. Ich nahm an Demos teil. Gegen das Robben-Abschlachten, gegen Schlachtviehtransporte über den ganzen Kontinent, gegen den Stierkampf, gegen Legehühnerbatterien usw.usf. Ich war dagegen, aber es reichte mir nicht, und ich begann zunächst, Leserbriefe an Zeitungen zu schicken. Es gab genug mich Aufwühlendes. Dann bekam ich die Chance, eine Kolumne im „Baslerstab“ zu schreiben. Wieder wählte ich ein Tierschutzthema. Das Echo darauf war enorm und der Briefkasten eine Woche lang voll. Ich wurde ermutigt, weitere Artikel zu schreiben. Angebote von Tierschutz-Organisationen, in ihren „Bulletins“ zu schreiben, nahm ich fast immer an. Als ich Tierversuche und Vivisektion aufs Korn nahm, hagelte es massive Kritik. Ein wesentlicher Ansporn für mich, genau diese Problematik weiter zu beackern, so nach dem Motto: „Sage mir, wer dich kritisiert, und ich sage dir, was du richtig gemacht hast.“

KR: In welchem Alter begann dieses für Sie so existenzielle Engagement?

ER: Ich war so um die Dreissig. Da ich von viel Respektlosigkeit gegen Tiere erfuhr, war es auch höchste Zeit, etwas zu tun, zu entdecken – im Sinne von „die Decke wegziehen“.

KR: Wie gehen Sie heute mit Kritik um?

ER: Zu Kritik allgemein: Kritik ist ein offener Spielplatz. Alles ist erlaubt, weil wir Meinungsfreiheit haben, uns äussern dürfen. Gut so. Buchkritiken sind eine besondere Spielwiese für Germanisten, und ich habe es mir zum Prinzip gemacht, darauf auf keinen Fall zu reagieren oder gar zu antworten, wenn es meine eigene Schreibe betrifft. Nicht bei einem Verriss, aber auch nicht, wenn es Gefallen findet. Es ist mein Selbstschutzmechanismus, denn manchmal kommt der Applaus aus der falschen Ecke, und bei einem Verriss kann es sein, dass man thematisch ins Schwarze getroffen hat. Man nannte mich auch schon einen radikalen Autor. Beispiel: Die Erzählung BLUTGELD. Der Verleger Al'Leu hatte den Mut zur Veröffentlichung dieses emotionalen Themas und nannte den Erzählband, „ein literarisches Plädoyer für mehr Menschlichkeit“. Ich bin gegen Tierversuche und somit auch ganz besonders und ganz bewusst gegen die Praktika der Pharmaindustrie. Befürworter dieser Quälereien hielten mir vor: „Du nimmst doch auch eine Tablette, wenn du Kopfschmerzen hast.“ „Ja“, entgegnete ich. „Ja, und ich benutze auch einen Regenschirm, wenns regnet, aber ich will diesen nicht durch Kinderarbeit hergestellt haben.“ Es gab damals üble Beschimpfungen am Telefon. „Arbeitsplatzvernichter“ war die Norm. Ein anonymes Anrufer nannte sich Adolf Eichmann und wollte mich ins KZ schicken. Er wünschte mich ins Gas.

KR: Das ist aber massiv! Verständlich, dass da der Selbstschutzmechanismus zum Zuge kommen muss, wie Sie sagen: ich habe es mir zum Prinzip gemacht, darauf auf keinen Fall zu reagieren oder gar zu antworten, wenn es meine eigene Schreibe betrifft. Gilt diese Aussage auch für Ihr literarisches Schreiben? Nicht reagieren nach aussen bedeutet ja nicht unbedingt, auch innen gegen Kritik immun zu sein. Anders gefragt: Gibt es für Sie auch Kritik, die Ihnen weiterhilft oder Sie sogar inspiriert?

ER: Nein, gibt es nicht. Ich spreche so und schreibe so, wie ich es mag. Ich erkläre mich nicht dafür.

KR: Zu Ihrem bemerkenswerten Buch SCHEINHEILIGE BUBEN GOTTES. Sie thematisieren darin den sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche; ein Phänomen, das seit Mitte der 1990-er Jahre grosse öffentliche Aufmerksamkeit erreicht hatte. Die Sensibilisierung für das frühere Tabuthema hat viele Opfer ermutigt, erst 30 oder 40 Jahre danach die traumatischen Erlebnisse öffentlich zu machen. Sie haben mit Ihrem Buch dazu einen

sensiblen Beitrag geleistet, der weit über eine bloße Anklage hinausgeht. Gab es dazu Kritik?

ER: Bei dem Buch SCHEINHEILIGE BUBEN GOTTES ist die Kritik leiser. Klerikale Kreise schweigen. Das ist eine schlaue Strategie, denn der Anspruch der katholischen Kirche, Vorbild, sogar Garant der öffentlichen Sittlichkeit und Moral zu sein, leidet mit jeder Veröffentlichung sexuellen Missbrauchs durch einen ihrer Vertreter. Was gestern noch ging, vertuschen und Weihrauch drüber, geht heute nicht mehr. Bin ich, weil ich einem Opfer ein Gesicht gebe, Gefühle und erlittene Kränkungen meines Protagonisten beschreibe, ohne sexuelle Voyeuristen zu bedienen, priester- oder kirchenfeindlich? Als völlig danebengegriffen empfand ich einen mir persönlich zugesandten Kommentar und den Rat, „man solle über das Pädophilenthema eher nicht schreiben, solange die Wut in einem kocht“; auch nicht „... über das Negative einer Geschichte ohne Verbindung mit einem Positiven.“ Der Täter in meiner Erzählung wurde nie verhaftet oder verurteilt. Er bekam ein neues Jagdrevier! Das Positive an der ganzen Geschichte wäre demnach wohl, dass der Täter – zwar aus Eigennutz, aber immerhin, dem Opfer eine etwas bessere Schulbildung ermöglichte, muss man aber nicht betonen, weil es Inhalt dieses Plot ist. Ich habe in Sachen Kritik gute Nehmerqualität, teile selber auch gerne aus, wie Leser der ‚Newsletter‘ meiner Internetsite feststellen.

KR: Zwischen der Erzählung BLUTGELD (1997 Edition LEU) und dem Roman SCHEINHEILIGE BUBEN GOTTES (2010) klafft eine zeitlich grosse Lücke.

ER: Stimmt. Ich war aber literarisch nicht ganz untätig in dieser Zeit, begann mich vermehrt für Lyrik zu interessieren, hatte sehr viel Nachholbedarf, wusste beispielsweise nicht, dass Christine Lavant (österreichische Künstlerin und Schriftstellerin 1915–1973, anm.) in meiner Kindheit beinahe in meiner Nachbarschaft lebte. Ihre Gedichte berührten mich sehr. Dann zog es mich zu Gottfried Benn. Als ich seine Lyrik, gesprochen von Gert Westphal, und das auch noch als Lyrik-Jazz erlebte, begann ich mit dem Experimentieren, hatte grossen Spass. Es gab vereinzelt Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften. Hier zwei Beispiele:

KONFESSION / Am Karfreitag / nähme er nie Fleisch / zu sich
Grinsen im Halbkreis / Barkeepers Stirne runzelt / verärgert / Ent-

täuscht / stöckelt / die Dame / zum nächsten / Hocker.

TELE VISION / Am Programm teilnehmen / Anteil- auch / teilnahmslos / an brachialer Gewalt / wenn / geschunden misshandelt zerstört / oder / leckenden Zungen / von fern / zusehen / allmählich / unempfindlich / den Schau-Platz / zappend / betreten oder / betreten verlassen / Dieses Leben / aus zweiter Hand.

KR: Arbeiten Sie an einem neuen Projekt? Ist es Lyrik oder wieder eine Erzählung, ein Roman?

ER: Das möchte ich nicht verraten. Es ist seit Jahren in meinem Kopf, wagt sich aber noch nicht weiter als bis in die Schublade.

KR: So warten wir gespannt auf den Sprung aus der Schublade. Es lohnt sich bestimmt! Herzlichen Dank, Eduard Rosenzopf, für das interessante Gespräch.